

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Tümler, Franz
Der Mantel

Erzählung

Mit einem Nachwort von Wendelin Schmidt-Dengler. Mit Zeichnungen von Alfred Kubin

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 1438
978-3-518-22438-0

SV

Band 1438 der Bibliothek Suhrkamp

Franz Tümler

Der Mantel

Erzählung

Nachwort von
Wendelin Schmidt-Dengler
Mit Zeichnungen von
Alfred Kubin

Suhrkamp Verlag

Die Zeichnungen Alfred Kubins werden zum ersten Mal veröffentlicht.
© Eberhard Spangenberg/VG Bild-Kunst, Bonn 2008

Das Nachwort wurde für die vorliegende Ausgabe geschrieben.

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1959
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
Erste Auflage 2008
ISBN 978-3-518-22438-0



Erstes Kapitel

Die Geschichte von dem Mantel, der ihm verlorengegangen ist, habe ich Herrn Huemer in unserer Gesellschaft ein paar Mal erzählen hören, und merkwürdigerweise hat sie uns jedesmal Eindruck gemacht, darüber war er selber erstaunt. Für ihn sei die Geschichte nur ärgerlich gewesen, sagte er beim ersten Mal; ein reiner Verlust, wenn er ihn auch nicht so empfunden habe, weil etwas dabei ihn sorgloser, freier, großzügiger gemacht habe, was früher nicht seine Stärke gewesen sei. Wir alle kannten Huemer ganz gut. Eine gewisse Kleinlichkeit und Ängstlichkeit gehörte zu seinen Eigenschaften. Offenbar wollte er sagen, daß er sie damals verloren habe, ähnlich wie den Mantel. Manchmal schien er uns mit seiner Erzählung bedeuten zu wollen, der Verlust des Mantels, und was damit zusammenhing, habe in ihm noch viel mehr bewirkt; es hörte sich an, als ziele er auf die Behauptung, er habe sich damals geändert. Aber dann wieder, ein andermal, zog er aus der Erzählung entschieden das Gegenteil: niemand könne sich ändern, und das wisse er seither! Bei einem dritten Mal sagte er, die Sache wäre ihm als ein Zeichen begegnet. Jedesmal, wenn er die Geschichte von dem Mantel erzählte, erwähnte er etwas dergleichen, worauf einmal einer der Zuhörer sagte: Aber Sie wollen doch nicht behaupten, daß dies eine wahre Geschichte ist, das haben Sie doch nicht wirklich erlebt, so etwas erlebt man doch nicht! Huemer erwiderte: So geht es mir, ich erzähle alles getreu, aber

die Leute sagen, es sei eine erfundene Geschichte. Einmal sagte jemand: Das ist ja ein Traum, solche Dinge können einem in der Wirklichkeit nicht begegnen, die träumt man bloß!

Huemer sagte dagegen, daß er alles nicht erfunden, auch nicht geträumt, sondern erlebt habe.

Man hat mir geraten, Huemers Geschichte aufzuschreiben. Anderes schreiben Sie doch auch, hieß es, und wenn unsere Stadt darin vorkommt, das tut sie, so könnte die Sache Anklang finden, unsere Stadt ist noch niemals beschrieben worden als Schauplatz oder Hintergrund einer Geschichte, niemand kennt sie!

Ich mußte es zugeben, aber ich hatte meine Zweifel. Unsere Stadt ist ein nüchternes Wesen, vielleicht eignet sie sich gar nicht als Schauplatz für eine Geschichte. Sie hat kein Schloß oder sonst hervorragendes Bauwerk, einmal war ja ein Schloß da, aber man hat es halb abgetragen und den Rest umgewandelt in eine Kaserne für die Polizei, in dem alten Gewölbe ist eine Kantine, sie steht im Handelsregister unter dem Namen Rosa Glaser, geführt wird sie von dem Schwiegersohn der Frau, einem Mann mit pechschwarzen Haaren, der von der ungarischen Grenze stammt. Sie ist der Treffpunkt unserer kleinen Gesellschaft. Man kann bei dem Schwiegersohn Glaser ausländische Zigaretten und Schnäpse kaufen, und es läßt sich schwer vorstellen, daß die Polizei von dem verbotenen Handel nichts weiß. Ich will nicht behaupten, daß er mit den von ihr beschlagnahmten Be-

ständen geführt wird, Tatsache ist, daß diese Bestände in den Kellern des Hauses lagern. So sieht es bei uns aus: die Altstadt, die anderswo als Schmuckkästchen gehalten wird mit Lokalen für die Fremden, ist bei uns ein zweifelhaftes Gelände, niemand geht in die feuchten Winkel, um etwa ein Portal zu bewundern oder zu einem Erker aufzublicken. Als ich klein war, gab es in der Altstadt ein Marionettentheater für Kinder, es spielte jeden Samstag, wir wurden hingeführt. Später, als ich zwanzig war und nur zu den Ferien in die Stadt kam, besuchte ich in derselben Gasse ein Nachtlokal, es wechselte jedes halbe Jahr seinen Namen, einmal hieß es ›Apollo‹, dann ›Orient‹, dann ›Maxim‹; alles großsprecherische Namen. Unsere Stadt will eine Großstadt sein, sie hat auch zugenommen, jetzt hat sie Industrie, Hochöfen, neue Viertel, doppelt so viele Menschen wie früher, aber eine Großstadt wird sie nicht. Es ist Geld da, die Geschäfte florieren, aber sie liegen alle öde hintereinander in einer langgestreckten Straße, die nie nach Großstadt aussehen wird, weil sie niemandem Lust macht, sich in ihr aufzuhalten, sie ist trotz Marmor und Glas einfach eine brave ›Hauptstraße‹, mit Häusern aufgetakelt: kein Schauplatz für eine Geschichte. Das einzige Besondere, das unsere Stadt hat: der große Fluß. Er kommt gewaltig herab, schnelle Strömung, Wasser, das sich wie in glatten Blasen daherträgt mit Wirbeln an den Rändern, und Wirbeln oft irgendwo in der mächtigen Breite, als begebe sich etwas drunten in der Tiefe. Niemals ist er blau; wenn es lange trok-

ken war, ist er grün; im Frühjahr lehmig, das ist seine Hauptfarbe, Lehm und Mergelweiß, der Acker übersetzt in flüssigen Stoff, so wälzt er sich daher, ein Ackerstrom. Er bricht die Lehmerde vom Auenufer ab, aus Auen kommt er herein, geht in Auen wieder hinaus. Dazwischen ist die Stadt. Der Strom schlingt sich im Bogen um sie herum, will sie umarmen, aber diese Stadt läßt sich nicht umarmen, sie setzt ihre Geleise hin, Lagerhäuser, Kohlestapel, am andern Ufer eine verrottete Häuserzeile, und ein Stück weiter unten läßt sie ihren Müll ans Wasser. Sie gönnt sich nicht einen Blick Liebe, erlaubt sich nicht den Glanz der Umarmung, ein nüchternes Wesen, dem nichts passiert, in dem sich eine Geschichte gar nicht ereignen kann. Was soll da sein, die Stadt verdaut alles selbst, sie setzt eine Geschichte nicht frei. Am besten ist es in unserer Stadt noch, wenn sie ihre Geschäfte zumacht und sich selber wegschließt, ihre Leute ins Grüne schickt oder in die Dunsttöpfe der Wirtshäuser, dort werden sie zu behaglichen Landleuten, die sie in Wahrheit sind, nicht Städter. Dann sind die Straßen leer, die Fenster zu, die Mauern still, und etwas Unsichtbares tritt herein – sonntags. Die Stadt ist ausgestorben und verschwindet hinter dem leeren Raum, den dann etwas anderes füllt als Luft: der Strom, der unten seine Wasser dahinschiebt, schickt sie den Platz herauf und fließt durch die Straßen, setzt seine Marken an die Stockwerke der Häuser, Fische aus Dunst gehen durch die Fenster, eine Elektrische läutet von fern und schwimmt davon, sonst

geschieht alles lautlos. So könnte ich anfangen: an einem solchen Sonntag kam Huemer in die Stadt.

Aber da ist eine zweite Schwierigkeit. Wir alle, denen Huemer seine Geschichte erzählt hat, kennen ihn; ich sogar bin mit ihm in die Schule gegangen. Aber die Leser, soll ich die Geschichte aufschreiben, kennen ihn nicht; für sie müßte ich etwas vorwegnehmen von seiner Person, und dann auch etwas hinzufügen zu der Erzählung – einmal dachte ich sogar: etwas hinzuerfinden zu dem Ereignis selbst, das uns mit allem Beiläufigen Eindruck nur gemacht hat in seiner Gegenwart, durch die Wirkung der direkten Mitteilung. Manches ist dabei offengeblieben, es hat uns nicht sehr gestört. Aber wenn ich die Sache aufschreiben will, muß sie komplett sein. Um einiges, das mir zu fehlen schien, habe ich mich bei Huemer erkundigt. Es hat mir nicht viel geholfen. Ich muß mehr wissen, als er selbst weiß, dann kann ich die Geschichte schreiben.

Das Wichtigste für den Anfang wäre: er wohnte gar nicht in der Stadt, und er war auch nie richtig einheimisch in ihr; darin unterschied er sich von uns, seinen Zuhörern. Nur als er zur Schule ging, und ein paar Jahre danach, wohnte er in der Stadt. Später, als er sich verheiratete, zog er zu seiner Frau in die Schweiz. Huemers Frau ist mir nur undeutlich in Erinnerung, sie stammte aus dem Baltikum, hatte aber einen schwedisch klingenden Namen, und in der Schweiz, in Genf, war sie aufgewachsen; dort, bei alten, und wie es hieß, reichen Ver-

wandten, war sie zu Hause. Die beiden lebten dann an verschiedenen Orten im Ausland, wo Huemer für seine Arbeit Verbindung anknüpfen hatte können; in dieser Zeit habe ich ihn aus den Augen verloren. Ich glaube, er war an keinem der Orte sehr lange. Jetzt wohnt er wieder bei uns, aber auf dem Lande. Nach der Straße ist der Ort Weifening sechzig Kilometer entfernt, mit der Bahn sind es fünfundsiebzig. Huemer fährt meist mit der Bahn, außer er hat jemand, der ihn mitnimmt; er kommt für gewöhnlich am Freitag abend, Freitag ist auch der Tag, an dem sich unsere Gesellschaft versammelt. Daß er damals an einem Sonntag kam, hing an einem besonderen Umstand: er kam nicht von Weifening, sondern von einer Reise, er war acht Tage weggewesen – im Ausland wieder, und er hatte nach dem Fortsein nur noch knapp Geld, das stellte er schon an der Grenze fest, er mußte sich sogleich welches besorgen von seinem Konto bei der Bank in der Stadt. Nun sagte er sich: steige ich nach Weifening um und schreibe an die Bank, so geht die Karte, weil Sonntag ist, erst Montag ab, Dienstag ist sie in der Stadt, frühestens Mittwoch habe ich mein Geld. Er sagte sich, ich mache es anders, ich fahre jetzt gar nicht erst heim, sondern fahre durch bis in die Stadt, und morgen früh, Montag, neun Uhr, wenn die Schalter öffnen, gehe ich auf die Bank, da habe ich sofort das Geld.

So erzählte es uns Huemer, das sei seine Überlegung gewesen. Aber ich glaube nicht, daß dies der wahre Grund ist, warum er im Zug blieb und in die Stadt fuhr. Spä-

ter war in seiner Geschichte von Geld oder zu wenig Geld nicht mehr die Rede, daraus läßt sich schließen, daß er ganz gut bis Mittwoch hätte auskommen können. Und immer gibt es neben den Gründen, die wir uns selber anführen, andere Gründe aus unkenntlichem Stoff, gegen die wir uns versichern mit einem deutlichen, erkennbaren, einwandfreien Grund. Ich kannte Huemer von der Schulzeit her besser als mancher andere, wir saßen vier Jahre lang in derselben Klasse, im letzten Jahr sogar in derselben Bank. Unsere Schule lag, so hätte man damals sagen können, am Rande der Stadt; heute liegt sie nahe dem Zentrum. Um soviel ist die Stadt gewachsen, dabei hat sich in dem Viertel, zu dem die Schule gehört, wenig geändert. Es heißt noch immer das Kapuzinerviertel, die Straße heißt deswegen auch Klosterstraße, ringsum sind die Stiftsgründe, ausgedehnte Gärten, die man in den inneren Vierecken, hinter den Straßenzügen, nicht vermutet. Die Straßen laufen gegen den Abhang eines langen Hügelrückens, auf dessen vorgestrecktem Sporn das Kloster steht, die Querstraßen gehen vor der Hügelkante entlang, so ist das Viertel an den Fuß des Kapuzinerberges herangebaut. Er hat Sandsteinbrüche und Wiesen, ist unterkellert von Brauereien, die in ihn das Bier einfahren, auch Gärtnereien mit Glashäusern gibt es, und weiter oben Parkanlagen und Villen. Sie blicken herunter auf die einfachen niedrigen Häuser, die beinahe allesamt aus den sechziger, vielleicht noch den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammen, sie sind alte Vorstadt. An ihren Hofsei-

ten, manchmal auch der Straße zu, gibt es noch Brunnen aus der Zeit, ehe die Wasserleitung gebaut war, die Parterrewohnungen liegen niedrig, die Fußböden sind einfache Laden, auch die Vorhäuser müssen gescheuert werden, Hochparterre, Parkett und Kunststein waren zu der Zeit noch nicht erfunden. Aber es gibt auch noch Fliederbüsche neben den Brunnen, die längst nicht mehr benutzt werden, und Pfeifenstrauch und Geißblatt ranken sich um die Bretterverschläge der Holzlagen. Im ganzen ist es ein zurückgebliebenes Viertel, freundlich nur durch eine Art Ländlichkeit, die sich so nahe am Kern der Stadt, eine Straßenkreuzung nur von der Elektrischen entfernt, nirgendwo sonst erhalten hat. Einiges Neue hat sich auch hier hereingesetzt, das eine ist eben unsere Schule, aus Mitteln eines kirchlichen Fonds gebaut, 1908, welche Zahl wir, wenn wir als Schüler täglich dort einbogen, von einem gotischen Portal aus Zement ablesen konnten. Vorne war die Schule gotisch, in der Masse ihrer hinteren Gebäude war sie es nicht; dabei besaß das vordere Haus kaum Tiefe, so daß es mit seinem Gesimse- und Giebelzierat und ohne einen richtigen Körper dahinter aussah wie eine Attrappe seiner selbst, die man, um alles übrige zu verbergen, gegen die Straße zu aufgerichtet hatte. Was innen erst sichtbar wurde: die verschiedenen Trakte, Verbindungsgänge und Hofseiten, war schmucklos, es kann sich noch heute sehen lassen. Ich spreche von diesen Blicken so ausführlich, weil das zweite neuere Haus in der Straße, ein Wohnhaus des bischöflichen Ordinariats aus den Drei-

ßigerjahren, fünfstöckig, mit Lift und in Glas vorspringendem Stiegenaufgang, das ganz nahe bei der Schule steht, in Huemers Geschichte eine besondere Rolle spielt. In ihm wohnte sein Onkel von mütterlicher Seite, ein Geistlicher, der am Bischofhof Domherr war. Das erfuhr ich nicht erst, als er seine Geschichte erzählte. Aber seine Familienverhältnisse waren uns stets auch undeutlich geblieben. Er gehörte zu den Leuten, die man sich immer allein vorstellt und nicht zusammen mit den Verwandten, die sie haben. Von Anfang her kannte ich von ihm nur die früheren Dinge: er war ein vorzüglicher Schüler gewesen, aber einer, der sich um die Schule nicht kümmerte, es ging bei ihm alles ganz leicht. Er trieb seine Nichtteilnahme ziemlich weit. Einmal war er in Gefahr, ausgeschlossen zu werden, man war ihm dahintergekommen, daß er am Abend einen Kursus für Aktzeichnen besuchte. Nur dem Umstand, daß mit dem Kursus auch ein Unterricht in Kunstgeschichte verbunden war, hatte er es zu verdanken, daß er an der Anstalt bleiben durfte. Der Leiter dieses Unterrichts, ein Mann, der am städtischen Museum arbeitete und Aufsätze über Kunst schrieb, legte ein Wort für ihn ein. Das war der Anfang einer Freundschaft zwischen dem jungen Huemer und dem älteren Seidler. Professor Seidler kommt auch in Huemers Geschichte vor, und bei ihm habe ich einiges erfahren, das für die Erzählung wichtig ist; ich mußte ihn dazu eigens aufsuchen. Zwar gehörte Seidler ursprünglich zu unserer Gesellschaft, man sagt sogar, er habe Frau Perutka, die

uns am Freitag immer zusammenholt, früher gekannt als wir, er habe ihr bald nach ihrem Erscheinen in unserer Stadt einen Aufsatz gewidmet, und zwar, als er herausgebracht hatte, daß die mit dem unzugänglichen, immer unsichtbaren Herrn Perutka verheiratete Frau eine geborene Prinzessin N. war. Ihr Mann war General, ihr war es nicht genug, an seiner Seite die Pension zu verzehren, sie ging in ein Amt. Es kann wahr sein, daß sich Seidler von ihr nur Förderung versprochen hat, und wirklich hat Frau Perutka später ihm und seiner Frau zu dem Hause verholfen, in dem die beiden jetzt wohnen. Aber seit ein paar Jahren läßt er sich kaum sehen, er lebt zurückgezogen in diesem verwahrlosten ärarischen Gebäude, einer Klosterruine, die oberhalb der Stadt am Flußufer liegt und unter Denkmalschutz steht. Das war bei Seidler nicht immer so gewesen. Eine Zeitlang hatte er Ehrgeiz entwickelt, in unserer Stadt etwas zu werden. Es war von seiner Frau gekommen. Sie besaß Verbindungen, ihr Vater war Hofrat bei der Flußregulierung, ihr Großvater hatte die erste eiserne Brücke über den Strom gebaut, er war geadelt worden, seitdem stand vor dem Namen Wrann das Wörtchen »von«. Die junge Alix Wrann war Schauspielerin gewesen, eines Tages gab sie es auf und heiratete. Es sah so aus, als habe das angeborene Wohlsein sie um die Nötigung der Berufung gebracht. Anders Seidler – er gab nicht so rasch auf. Er hatte ursprünglich mehr werden wollen als ein Mann, der in der Stadt etwas galt. Nun sträubte er sich gegen die Beengung durch den Provinz-



geist; das Ende war: er verpaßte seine Möglichkeiten in der Stadt und kam doch von ihr nicht mehr los. Zuletzt zog er sich zurück und begann ein sonderlinghaftes Leben zu führen. Ich sah es ihm an, als ich ihn besuchte. Ich wollte mit ihm über Huemer sprechen, aber dann war es weniger er als seine Frau, von der ich etwas erfuhr: sie erzählte mir von dem Jahr, in dem sie mit Huemer befreundet gewesen war, dann war es zu Ende gewesen, dann hatte sie Seidler geheiratet. Das alles lag weit zurück, es war das Jahr gewesen, in dem Huemer an die Akademie hatte geschickt werden sollen; da starb sein Vater, der auf dem Land Lehrer gewesen war; der Mutter, die eine kleine Pension erhielt, fehlte das Geld.

Huemer kam in eine Buchdruckerei in die Stadt. Rasch tat er sich hervor, machte graphische Entwürfe für den Inseratenteil und die Plakatabteilung; als er einen Preis gewann, dazu einen größeren Auftrag bekam, tat er etwas, davon ihm alle Leute abrieten: er machte sich selbständig. Im selben Jahr heiratete er das Mädchen aus Genf, er hatte es bei einem Sommerkursus der Akademie kennengelernt, mit ihm ging er in die Schweiz. Eine Zeitlang kam er regelmäßig von dort wieder, er erzählte dann nichts von seinem Leben in der Fremde, er blieb immer für ein paar Wochen in der Stadt. Er wohnte bei einer unserer Bekannten, die um zehn Jahre älter war als er – Frau Elsa Sabotin, deren Mann damals als Arzt nach China gegangen war. Es war nicht klar, ob Frau Sabotin ihrem Mann nachfolgen oder sich von ihm scheiden lassen wolle. Zwei Jahre später verkaufte sie ihren Hausrat und wanderte aus. Von da an wurde Huemer nicht mehr gesehen. Nach Jahren traf ich ihn wieder. Er sagte mir, er sei vor kurzem übersiedelt, wieder heimgekommen, er wohne jetzt in Weifening auf dem Lande, bei ihm befreundeten Leuten, die dort eine Sommervilla besäßen. Es waren Leute, die ich nicht kannte. Von seiner Frau erzählte er, auch sie sei übersiedelt und wieder in ihre Heimat gegangen, sie habe nahe bei Genf ein Haus geerbt und in ihm ein Hotel eröffnet. Aber er gehe nicht hin, er wolle hier im Lande seine Position halten. Ich fragte mich, worin seine Position bestehe, wenn er wie ein Sommergast in Weifening wohnte. Er erzählte, er halte Verbindung, er fahre auch regelmäßig

in die Stadt. Zwar sei seine Mutter nun auch gestorben, aber ihr Bruder, der Domherr, sei ein Mann, mit dem er sich verstehe, zu ihm fahre er jeden Freitag, übernachtete bei ihm und treffe dann in der Stadt die Leute, die ihm Aufträge gäben. Ich fragte ihn, wo sein geistlicher Verwandter wohne, er sagte: in der Klosterstraße; da erfuhr ich von der Nachbarschaft der beiden Häuser. Huemer sagte, er stehe oft in der Wohnung und sehe hinüber auf den Turnplatz, und auf die Fenster der Klassenzimmer, er kenne sie noch alle. Mich berührte es sonderbar, ihn, dem die Schule nichts ausgemacht hatte, der auch sonst von aller bürgerlichen Zumutung weggestrebt hatte, bei solchen Blicken zu finden. Da begriff ich, daß er kein richtiges, eigenes Zuhause mehr hatte; der Blick auf das Schulhaus, die Wohnung des Verwandten, von der aus er es sah und wo ihm noch ein Hauch von Familie begegnete, waren der Ersatz. Drei Jahre später kam dann diese Geschichte: daß er, statt nach Weifening gleich in die Stadt fuhr. Er kam von einer Reise, er wollte auch heimkommen.

Zweites Kapitel

Ich stelle es mir so vor, es war ein Sonntag, der Bahnhof um die frühe Nachmittagsstunde halb leer, der große Platz davor verödet, auch in dem Park, den wochentags Menschen bevölkerten, kaum jemand als die alten Leute, die nicht mehr weit gehen konnten. Die Straßenbahnen fuhren nach ihrem Feiertagsplan in Abständen von zwanzig Minuten, Huemer ging zu Fuß.

Er hielt sich im Schatten der Häuser, die Hitze lag auf dem Pflaster, auch auf den Straßen zeigten sich kaum Menschen. Vor den Läden hingen entweder die Rollbalken; oder das gelbe Sonnenschutzpapier machte die Schaufenster zu Behältern aus Glas, die aussahen, als wäre in ihnen lange schon abgestandenes, trüb gewordenes Wasser. Nur an den Konditoreien waren Fähnchen ausgesteckt, in ihrem Umkreis bewegten sich träge ein paar junge Mädchen, Eis dampfte unter Deckeln, das Abgestandene gab es auch hier: staubige Kuchen, die niemand kaufte. Die Fähnchen hingen schlaff, die Mädchen hielten sich die Eisstangen in den Mund. Alles machte nur kleine Bewegungen, auch Huemer ging langsam, trug seinen Schatten voran, ließ ihn von den Häuserschatten verschlucken, trat wieder aus ihnen heraus. Er überquerte die Geleise der Straßenbahn, dann bog er von ihr ab. Nun hatte er noch die gerade Strecke vor sich, die Straße bis ans Ende. Zuerst kam die Mauer der Domkirche, hinter der Querstraße kamen die Häuser. An der Fleischhauerei Leitgeb stand frischgeputzt,